Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 26 (1943-1944)
Heft: 5

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 10.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 28. Januar 1944 — Erscheint jeden Freitag — 26. Jahrgang Nr. 5

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine und des Schweizerischen Zivilen Frauenhilfsdienstes

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fisse A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 72975. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 22252. Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—, Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

Studentin vor 70 Jahren

Vergangenen Sommer hat Frau Dr. med. Virginia Schlikow in Zürich in voller Rüstigkeit ihren 90. Geburtstag gefeiert. Wir haben sie gebeten, uns ein wenig aus der Frühzeit des Frauenstudiums zu erzählen, da sie zu den ersten Medizinstudentinnen Zürichs, ja Europas gehörte, und damit zu den Frauen, die den Sprung ins Ungewisse wagten um eines erkannten neuen Zieles willen. Red.

I.

Als ich im Frühling 1872 aus Moskau zum Studium nach Zürich kam, hatten einige mutige Frauen dem Frauenstudium an der Zürcher Universität den Weg bereits gebahnt.

Die erste Studentin

war Nadeschda Suslowa, die Tochter eines aus der Leibeigenschaft freigelassenen russischen Bauern. Durch seine Geschicklichkeit und Tatkraft zum Wohlstand gelangt, wurde es ihm möglich, seiner einzigen Tochter eine gute Schulbildung in der Stadt zu geben. Das Mädchen war sehr intelligent, sehr begabt und besaß eine zum Grübeln und Nachdenken geneigte slawische Seele. Unter Bauern aufgewachsen, hatte sie Verständnis für deren Lage und Bedürfnisse, und richtete, um ihnen zu nützen, eine Dorfschule ein, die damals, anfangs der Sechzigerjahre, noch eine Seltenheit war. Der Unterricht mußte sich auf die elementarsten Kenntnisse im Lesen und Schreiben nebst dem Lernen von Gebeten beschränken. Alles andere betrachteten die Behörden als schädlich für das Volk. Suslowa begnügte sich aber nicht damit; sie wollte aufklären, den Bauern helfen, von der Freiheit und den Rechten, die ihnen durch die kürzlich aufgehobene Leibeigenschaft verliehen worden waren, richtigen Gebrauch zu machen. Es gelang ihr auch recht bald, das Vertrauen der Bevölkerung zu gewinnen; aus der ganzen Umgebung schickten die Eltern ihre Knaben in die Schule und suchten selber häufig Rat und Hilfe bei ihr.

Das genügte, um das Mißtrauen und den Argwohn der verschiedenen subalternen Beamten und Volksausbeuter zu erwecken; man denunzierte sie unter der Anschuldigung einer aufrührerischen Tätigkeit. Bald darauf wurde die Schule auf behördlichen Befehl geschlossen. Suslowa ließ sich aber nicht entmutigen. Sie suchte ein anderes Tätigkeitsgebiet und beschloß, sich in Petersburg als Feldscherin und Hebamme auszubilden. Bei dem großen Mangel an Landärzten und an geschulten Pflegerinnen entsprachen die Feldscherinnen einem Bedürfnisse der Bevölkerung und fanden als ärztliche Gehilfinnen und auch in Kreisspitälern häufig Anstellung. Je mehr Suslowa während zwei Jahren lernte, desto mehr erwachte ihr Wissensdrang, und desto stärker wurde ihr Verlangen, weiter zu lernen und Aerztin zu werden. Wo könnte sie aber Medizin studieren? In Rußland war ja den Frauen der Besuch der Vorlesungen an den Universitäten untersagt. Vielleicht wäre es im Ausland möglich? Sie erkundigte sich darnach, und als sie erfuhr, daß eine andere Russin, Frl. Kujaschnina, an der Zürcher Hochschule naturwissenschaftliche Vorlesungen besuchte, beschloß sie, auch dorthin zu fahren. Sie traf in Zürich zu Beginn des Sommersemesters 1865 ein und richtete an den Rektor der Universität das Gesuch um Zulassung zum medizinischen Studium. Da es sich nicht nur um den Besuch von Vorlesungen, sondern um ein regelmäßiges Fachstudium der Medizin handelte, sah sich der Akademische Senat genötigt, zur Frage des Frauenstudiums prinzipiell Stellung zu nehmen. Nach längeren Debatten und Erwägungen richtete der Rektor die Anfrage an die Kantonale Erziehungsdirektion, ob der Zutritt von Frauen zum Fachstudium und der dazu erforderlichen Immatrikulation zulässig sei. Die Antwort lautete bejahend. Dieser liberalen Gesinnung der Zürcher Staats- und Universitätsbehörden so-

Wünsch dir, nit als wir oft unseren Freunden pflegen, eine fröhliche, sanfte Ruh, sondern große, ernstliche, tapfere und arbeitsame Geschäft, darinnen du vielen Menschen zu gut dein stolzes, heldisch Gemüt brauchen und üben mögest! Hutten

wie ihrer großzügigen Auffassung der Lernfreiheit ist es somit zu verdanken, daß die Zürcher Universität als

erste in Europa

ihre Tore den Frauen öffnete. Die Tragweite ihrer Entscheidung hatten sie freilich damals nicht voraussetzen können, und die Professoren betrachteten die Angelegenheit als Experiment,

Wir lesen heute:

Zum Redaktionswechsel
Dank und Gruß der Leserinnen an Fräulein Emmi Bloch
Zur Lebenshaltung in minderbemittelten Familien
Zweierlei Frauenschicksal in China
Gemeinschaft

Hilf Dir selbst!

Selbsthilfe und Selbstschutz bei Gefahr bedeuten nicht Egoismus, denn Unverletzte können anderen beistehen, Verletzte brauchen fremde Hilfe.

Darum setze Dich keiner unnötigen Gefahr aus, aber scheue keine Gefahr, wo du Hilfe bringen kannst.

Sorge vor:

Kennst Du die Luftschutzvorschriften?

Kennst Du die Schutzräume an Deinem Weg zur Arbeit, am Schulweg Deiner Kinder? Ist Dein Luftschutzgepäck mit Notvorrat und Apotheke bereit?

Kannst Du bei Unfällen erste Hilfe leisten?

Bei Luftalarm: Ruhe bewahren, Straße räumen, Luftschutzräume aufsuchen.

Hilf Deinem Nächsten!

Die junge Mutter gehört zu ihren Kindern. Sie soll vor allem Gesundheit stärken, vor Gefahren bewahren, für Notzeiten praktisch vorsorgen.

Mutter größerer Kinder,

lehre die Heranwachsenden selbständig zu arbeiten, Anstrengungen und Entbehrungen zu ertragen, Gefahren ruhig zu begegnen, Hilfsdienste zu leisten.

Laß sie teilnehmen an der Schwere der Zeit, sie werden daran wachsen.

Hausfrau, wirke in Deinem Haus!

Sorge in erster Linie für Deine Familie. Sorge für Schutz gegen Mangel und Kälte. Verwerte alles im Haushalt. Trage bei zur Landesversorgung durch Anbauwerk und Vorratshaltung.

Erfülle die Luftschutzpflichten: Verdunkelung, Entrümpelung, Löschgeräte, Sand- und Wasservorräte, Luftschutzgepäck.

Sei Deinen Angehörigen Halt in schwerer Zeit, sei hilfreich auch für andere:

Laß ein unterernährtes Kind mitessen am Familientisch. Halte Notquartiere für Obdachlose und Verfolgte bereit. Beteilige Dich an Hilfswerken.

Großmutter, verbreite durch Gelassenheit Ruhe in Deiner Umgebung. Steh Deiner verheirateten Tochter und den berufstätigen Kindern bei. Verhindere unnötiges Reden und Gerüchtemacherei. Belaste die Jungen nicht durch unzeitgemäße Ansprüche. Laß Deine Erfahrung allen zugutekommen.

Hilf der Gemeinschaft!

Hausfrau, tritt aus der Geborgenheit Deines Heimes, melde auch Du Dich zur Gemeinschaftshilfe. Besuche Erste-Hilfe-Kurse. Hilf bei den Vorarbeiten für Gemeinschaftsküchen, für Unterkunftsräume für Obdachlose, für Notspitäler. Arbeite für das Rote Kreuz oder andere Hilfswerke.

Berufstätige, Alleinstehende, verwendet Eure Freizeit zur Mitarbeit für das Volksganze: Militär. F H D., Ziviler Frauenhilfsdienst und dessen Hülfstrupps, Samariter- und Erste-Hilfe-Kurse, Anbauwerk, Schweiz. und Internationales Rotes Kreuz.

Eure Unabhängigkeit, Eure Kenntnisse, Eure Lebenserfahrung machen Euch besonders geeignet zu vielseitigem Dienst an der Heimat.

Hausangestellte, bedenkt: Eure Arbeit, Euer kluges Einteilen und Verwerten von Lebensmitteln nützt nicht nur Euch und Euern Arbeitgebern, es dient der Landesversorgung.

Helft sparen, helft Vorräte schaffen und erhalten!

Begüterte Frauen zu Stadt und Land, dient mit Eurem Besitz freudig der Allgemeinheit.

Stellt für den Notfall zur Verfügung: Haushaltungsgegenstände, Kleider, Wäsche für Obdachlose. Bettstücke, Bett- und Hauswäsche für Notspitäler. Gebt von Euren Vorräten, wenn Gemeinschaftsküchen solche benötigen.

Arbeitende Frauen zu Stadt und Land, die Ihr zu belastet seid, um weitere Pflichten zu übernehmen, helft mit durch Euer Verhalten in Familie und Arbeitskreis: Ihr könnt Unzufriedenheit bekämpfen und zu tapferem Durchhalten beitragen.

Dieser Aufruf entstammt einem Flugblatt, das, noch weiteres, sehr wesentliches zur Behandlung der Frage ***«Droht uns Gefahr?»*** *enthaltend, in sehr großer Auflage soeben vom* ***Schweizerischen Zivilen Frauenhilfsdienst*** *verbreitet wird. Frauenorganisationen, welche evtl. die Verbreitung in ihren Gemeinden an Hand nehmen wollen, erhalten Auskunft beim Sekretariat: Z ürich, Kantonsschulstraße 1*

Vorgeschichte: Hätte man vor einem Monat der reichen Mamsell Peters gesagt, sie würde Patin eines unehelichen Kindes, hätte sie den entsprechenden vor die Türe gestellt. Die Geburt des unehelichen Kindes der Magd Verena setzte indessen in ihrem Herzen an Stelle eherner Grundsätze eine — allerdings noch nicht ganz zugestandene — Hilfsbereitschaft. Sie ist im Begriffe alles für den Empfang der jungen Frau zu rüsten, welche das Spital verläßt. 4. Fortsetzung:

Der Sechzehnte kam, und früh wurde eingespannt. Der Korb mit den Kleidungsstücken war gepackt, ebenso ein kleines Körbchen mit ländlichen Erzeugnissen wie Eier, Honig usw., als Geschenk für die freundliche Krankenschwester und deren Pfleglinge. Mamsell Peters sah stattlich aus in ihrem schwarzseidenen Abendmahlskleid und dem neuen Hut mit den roten Winden. Daß sie zur Taufe eines Ledigen fuhr, hatte sie fast vergessen.

Was kann es dafür, damit tröstete sie sich immer wieder. Und auch Verena hatte sie verziehen.

Es ist halt noch ein junges Ding und hat weder Vater noch Mutter. Einzig dem Sepp grollte sie in dieser Sache, und nahm sich vor, ihm tüchtig die Wahrheit zu sagen, wenn er zur Taufe da sein würde, wie Verena ihn gebeten hatte.

Als sie im Spital ankamen, war schon alles bereit. Verena saß am Fenster und hielt ihr Kind auf den Knien. Es war ganz weiß gekleidet, wie alle Kinder, die im Spital getauft werden. Verena selbst trug eine weiße Bettjacke und einen schwarzen Rock, der ebenfalls vom Spital geliehen wurde. Sie stand voll Freude auf, als sie Mamsell Peters erblickte.

„Seid willkommen, Mamsell Peters, ich habe es fast nicht glauben dürfen."

Aber Therese nahm sich kaum Zeit, Verena zu begrüßen, sie betrachtete das Kind und sagte:

„Es ist viel schöner geworden, gar nicht mehr so rot! Und sieh, wie es nach meinen Winden guckt."

„Sepp hat nicht kommen können", erzählte Verena; er werde, wenn Mamsell das erlaube, am Nachmittag Verena auf dem Langenergut besuchen.

Therese hatte nichts dagegen.

Da trat der Pfarrer herein mit zwei Schwestern, zwei Männern, die Patenstelle an den Kindern zu vertreten hatten, und einer Frau mit wilden schwarzen Augen und nur mühsam glattgestrichenem Haar. Sie hielt ebenfalls ein Kind in ihren Armen, das getauft werden sollte. Alle standen im Kreis um den Pfarrer herum. Es wurde zuerst ein Lied gesungen, aber es klang jämmerlich. Einer der Männer sprach überhaupt nicht deutsch und konnte das Lied nicht lesen, der andere sang falsch, und von Verenas dünnem Stimmlein hörte man nichts. Die schwarze Frau hielt ihren Mund verbissen und zugekniffen, nur der Pfarrer und Mamsell Peters sangen wirklich. Nach dem Singen sprach der Pfarrer ein Gebet, währenddem das Kind der Schwarzen unaufhörlich schrie. Dann begann der eigentliche Taufakt. Als der Pfarrer Therese nach dem Namen von Verenas Kind fragte, sagte sie „Therese Verena" und hielt das Kleine in ihren Armen, als hatte nicht der geringste Makel an seiner Geburt.

„So, nun ist es ein Christenmensch, und das ist die Hauptsache", sagte sie zu des Kindes Mutter, als die Taufe vorbei war. Die schwarze Frau, die diese Worte gehört hatte, lachte höhnisch:

„Da nehmt den meinen auch dazu, wenn ihr so viel Freude an Christenmenschen habt." Sie streckte Mamsell ihr Kleines entgegen und hielt es einen Augenblick mit ausgestreckten Armen in die Luft. Als niemand ihr antwortete, riß sie es an sich, stieß ein Schimpfwort zwischen ihren schön geformten Lippen hervor und ging hinaus.

„Es ist die Schwarze Marianne, Mamsell, sie sagt, sie wohne seit einem Jahr in Ihrem Dorf."

„Ich habe sie noch nie gesehen", wunderte sich Mamsell, „ich gehe nicht gerne nach Berndorf hinunter. Wenn ich muß, sonst nicht. Ich kann ja einmal Gritli schicken, vielleicht kann man ihr etwas helfen."

„Sie haßt die Reichen, für mich hatte sie nur Schimpfworte, weil Ihr mich besucht habt."

Mamsell Peters gab nun Verena die mitgebrachten Sachen, und sie zogen sie dem Kinde an.

„Das ist nichts Geliehenes, Verena, die gehören ihm", erklärte sie Verena, „und das ist etwas für dich, daß du nicht frierst auf dem Heimweg." Von Dank wollte sie nichts wissen, aber die Freude, die aus Verenas Augen glänzte, sah sie doch.

„Ja, und was ich sagen wollte, eine Ziehfrau habe ich gefunden, eine rechte Person, sie besorgt schon ein anderes Kind, das gut gedeiht. In vierzehn Tagen holt sie es ab. Bis dahin wirst du wohl einen Dienst gefunden haben."

„Ich danke", sagte Verena beklommen; es fiel ihr schwer, ihr Kind fortgeben zu müssen.

Hans kam und mahnte zum Aufbruch. Im Gasthaus aßen sie zuerst zu Mittag, und dann gings fröhlich dem Langenergut zu. Es ging bergauf, den Matten entlang und durch den Wald der Mulde zu, in der der Hof lag.

Verena kam es vor, als sei sie es nicht, die da in die warme, geräumige Stube eintrat, in der der Tisch mit einem weißen Tuch bedeckt war und auf dem ein Taufwecken, Gritlis Kunstwerk, prangte und die Küchlein hoch aufgetürmt auf blumigem Teller lagen. Und nun hielt dies selbe Fräulein, das früher streng und zürnend zu ihr gesprochen, ihr Kind im Arm. Das Kind hatte ihr schon Glück gebracht und hatte ihr ein Herz gewonnen. Zuerst aber sich selber; denn das war Liebe, was aus den Augen Mamsell Theresens sprach, und die nun auf sie zukam und ihr das Kleine übergab.

„Das ist seine Mutter, Herr Pfarrer. In Gottes Namen, es ist nun so! Was meinen Sie, Herr Pfarrer?"

„Gewiß, Mamsell, gewiß, und nun wollen wir

an dessen Gelingen sie zweifelten. Umso mehr erstaunten sie, als Suslowa sich zum Doktorexamen meldete und die Medizinische Fakultät vor die Frage gestellt war, ob das weibliche Geschlecht ein Hindernis für die Erteilung der Doktorwürde sei.

Eine Antwort darauf zu geben fiel ihnen jedenfalls schwer, denn nach der ersten Debatte wurde noch kein Beschluß gefaßt, da der Professor für innere Krankheiten erklärte, er behalte sich in der Angelegenheit seine definitive Antwort vor. Es kam dennoch zu einer Einigung, denn nach bestandenem Examen wurde N. Suslowa im Dezember 1867 als erste Frau zum Doktor med. promoviert.

Die Bedeutung dieser kühnen Tat für das Frauenstudium zeigte sich recht bald. Bereits im nächsten Semester traf Maria Bokowa, die Frau eines Petersburger Arztes, zum Studium an der Medizinischen Fakultät in Zürich ein. Ihr folgte Marie Vögtlin, die als erste Schweizerin, mit zwei Engländerinnen, drei Russinnen, einer Amerikanerin und einer Finnländerin im Herbst 1868 immatrikuliert wurde. Von da ab stieg die Zahl der Studentinnen ständig, und 1872 wurden Frauen in Bern und Genf ebenfalls zum akademischen Studium zugelassen.

Nadeschda Suslowa heiratete nach der Promotion ihren Studiengenossen, den Aargauer Dr. Friedrich Erismann, der viele Jahre später Stadtrat in Zürich wurde. Vorerst folgte er ihr nach Petersburg, wo er als Augenarzt praktizierte und sie 1868 ihre Praxis als erste Frauenärztin eröffnete. Dieses Ereignis erregte sogar in der an Sensation gewöhnten Petersburger Gesellschaft starkes Aufsehen. Dr. Suslowa-Erismann fand freudige, vielfach begeisterte Aufnahme. Die Zahl ihrer Patientinnen stieg von Tag zu Tag, und bald gehörte es zum guten Ton, sich von ihr behandeln zu lassen. Die russische weibliche Jugend, für die sie bahnbrechend wirkte, schwärmte förmlich für sie.

— Ich war damals 15 Jahre alt, hatte eine sorgenlose Jugend verlebt und eine sorgfältige Erziehung durch Gouvernanten und Privatlehrer genossen. Als Fünfzehnjährige beherrschte ich außer den üblichen allgemeinen Fächern vier Sprachen in Wort und Schrift, las deren Klassiker im Original und hatte es im Klavierspiel bis zur leichten Beethoven-Sonate gebracht. Mehr brauchte, nach der damaligen Auffassung, ein Mädchen nicht; somit wäre meine Bildung beendet. Ich war aber damit nicht zufrieden, ich hatte einen wahren Wissensdurst und einen Ueberschuß an körperlicher und geistiger Kraft, für die ich keine Verwendung fand. Da nahm ich Zuflucht zu den Büchern. Es war gerade zu der Zeit, als die Frauenbewegung ihren Anfang nahm. Mit Begeisterung las ich über die Bestrebungen von Frauen nach höherer Bildung, nach Freiheit und Selbständigkeit. Und als ich vernahm, daß eine Russin, die in Zürich studiert hatte, nun in Petersburg als Aerztin praktizierte, da war mein Entschluß gefaßt — ich wollte studieren, ich wollte auch Aerztin werden! Die Schwierigkeiten und Widerstände, die ich zu überwinden hatte, schreckten mich nicht ab. Mit jugendlichem Optimismus nahm ich mutig den Kampf gegen die herrschenden Anschauungen und Vorurteile auf. Das erste, was ich erreichte, war die Bewilligung, mich zur Maturität vorzubereiten; ich nahm Latein- und Mathematikstunden und besuchte naturwissenschaftliche Vorlesungen an den kürzlich eröffneten Frauenbildungskursen. Dort hörte ich, daß in Zürich vom Herbst 1872 an Maturitätszeugnisse verlangt werden. Da bestürmte ich meine Eltern, mich schon im Frühjahr nach der Schweiz gehen zu lassen.

Das kostete einen harten Kampf. Da mein Vater seine Bewilligung nur unter der Bedingung gab, daß ich statt Medizin Naturwissenschaften studiere und mit einer Gesellschafterin in Zürich wohnen solle, wurde meine frühere Gouvernante, eine Waadtländerin, als Begleiterin engagiert. So reisten wir zu Dritt, meine Mutter, Mme Marquerat und ich, im April 1872 nach der Schweiz.

Zum Redaktionswechsel

Die Tatsache, daß Fräulein Emmi Bloch und Frau A. Herzog-Huber mit diesem Monat ihre Arbeit als verantwortliche Redaktorinnen am Schweizer Frauenblatt niederlegen, bedeutet eine Wende für unser Organ, über deren Tragweite sich der verantwortliche Vorstand vollständig bewußt ist. Mit Emmi Bloch verlieren wir die Persönlichkeit, die jahrzehntelang aufs engste mit der Schweizer Frauenbewegung verbunden ist, und deshalb in ihrer Redaktionsarbeit alle Seiten dieses komplizierten und differenzierten Organismus anzutönen und besonders auf sozialem Gebiet mit Meisterschaft zu spielen verstand. Ihre mit E. B. gezeichneten Artikel zeichneten sich immer durch innere Reife aus und vermittelten Ansichten, Kritiken und Anregungen, denen man anfühlte, daß sie von hoher Warte und aus geistiger Unabhängigkeit heraus gegeben wurden. Und wenn nun leider Frl. Bloch aus Gesundheitsrücksichten sich gezwungen sah, ihre Arbeit am Blatt zu reduzieren, die große Arbeitslast und all das Ermüdende des journalistischen Außendienstes auf jüngere Schultern zu legen, so freut sich der Vorstand und mit ihm gewiß alle Leserinnen über die Tatsache, daß sie mit der Abfassung der Wochenberichte und mit dem weiteren Beitrag ihrer wertvollen Artikel auch in Zukunft als engste und ständige Mitarbeiterin dem Frauenblatt erhalten bleibt. Niemand wie der Vorstand kann so voll und ganz ermessen, was für eine Arbeit Frl. Bloch in diesen zehn Jahren in nie versagender Treue und Bereitschaft für unser Blatt geleistet hat, und deshalb kommt unser Dank aus vollem Herzen und vereinigt sich mit dem herzlichen Wunsch, daß unserer scheidenden Redaktorin in ruhigerem und weniger aufreibendem Ausmaß noch ein großer und segensreicher Wirkungskreis, nicht zuletzt im Journalismus beschieden sein möge.

Mit Fräulein Bloch verläßt uns leider auch unsere seit 17 Jahren amtende Feuilleton-Redaktorin, Frau A. Herzog-Huber, die im Jahre 1927 als Nachfolgerin von Fräulein Niederer das Feuilleton übernahm und es seither meistens ehrenamtlich mit außerordentlichem Geschick und feiner Einfühlung betreut hat. Nicht nur hat sie es verstanden, im Feuilleton des „Schweiz. Frauenblatt" für unsere schweizerischen Schriftstellerinnen eine, wenn auch bescheidene, so doch gediegene Plattform zu schaffen, sondern sie ließ in unserem Blatt überhaupt das ganze künstlerische Schaffen der schweizerischen Frauenwelt zu Wort und Gehör kommen. Und ganz besonders großen Anklang fanden bei unserer Leserschaft die mit A. H. gezeichneten Buchbesprechungen und Kritiken, denen man in der Auswahl von neuen Büchern stets mit vollem Vertrauen folgen konnte. A. Herzog hat aus unserem Feuilleton ein kleines Kunstwerk zu machen verstanden, dem sie mit ihrem sichern Instinkt für alles Gute und Schöne und ihrem unbeirrbar guten Geschmack die Prägung gegeben hat. Wir wissen, daß der Verlust von Frau Herzog für sehr viele Leserinnen ebenso schmerzlich sein wird, wie derjenige von Fräulein Bloch, und möchten deshalb mit unserem warmen Dank die Bitte vereinigen, daß auch sie dem Blatte die Treue halten und ihm fernere Mitarbeit zuwenden möge.

Eine junge Kraft, Dr. Iris Meyer, übernimmt nun diese große und wichtige Aufgabe aus den Händen von zwei reifen, erfahrenen und kulturell hochstehenden Frauen. Wir wissen, daß jeder Anfang schwer ist, und wir bitten deshalb die Scheidenden, die Genossenschafterinnen, die Mitarbeiterinnen und nicht zuletzt die Leserinnen, bei diesem schwierigen Uebergang in eine vielleicht noch schwierigere Zeitepoche, in positiver Mitarbeit und nicht in negativer Kritik ihr Interesse am „Schweizer Frauenblatt" zu bekunden.

28. Januar 1944.

Der Vorstand der
Genossenschaft Schweiz. Frauenblatt.

Dank und Gruß der Leserinnen an Fräulein Emmi Bloch

Als vor einigen Wochen in den Reihen der Leserinnen des „Frauenblattes" das Gerücht auftauchte, Frl. E. Bloch trete von der Redaktion zurück, zeigte sich eine deutliche Beunruhigung, die zu großem Bedauern anwuchs, als es sich bewahrheitete, daß Frl. Bloch dem Vorstand der Genossenschaft Schweizer Frauenblatt ihre Demission eingereicht habe, weil ihre Gesundheit ihr zurzeit nicht mehr erlaube, das große Pensum interner und externer Arbeit im vollen Umfang zu leisten, das für die Redaktion unseres Blattes erforderlich ist. Wie so oft im Leben realisieren auch hier wieder, im Moment des bevorstehenden Verlustes, die Frauen erst ganz, was es bedeutet, wenn eine 10 Jahre hindurch von gleicher Hand geführte Redaktion einem Wechsel unterliegt.

Heute, wo Frl. Bloch zum letztenmal als verantwortlich für das „Frauenblatt" zeichnet, gilt ihr der Gruß und Dank aller Genossenschafterinnen des „Frauenblattes" und der ganzen vielgestaltigen Leserschaft. Dank vorerst ihr und gemeinsam der leider auch ausscheidenden Mitarbeiterin, Frau A. Herzog-Huber, für das vorbildliche Zusammenspiel der beiden Leiterinnen. Dank sagen Frl. Bloch heute junge und alte, gelehrte und ungelehrte Frauen. Dank die vielgeschäftige Hausfrau, die über Kinderstube, Haus und Garten nicht regelmäßig zum Lesen der Tageszeitung kommt, für die knappen, klaren politischen Wochenübersichten. Man wußte so sicher, daß man das Wichtigste aus dem Weltgeschehen wenigstens am Wochenende zu lesen bekam, neben all den andern Frauenblattberichten. Dank wissen ihr so viele in allen Berufsarten stehende Frauen, daß sie auf Neues aus wirtschaftlichen und kulturellen Frauenarbeitsgebieten hinwies, Belehrung aus Fachkreisen brachte und immer zu eigener Weiterbildung anregte. Dank wissen ihr speziell auch die in sozialer Berufsarbeit Stehenden für alle Förderung in dem jungen, für die Frauen so bedeutsamen Beruf, die E. Bloch, selbst einst Pionierin in der schweizerischen Fürsorge, immer wieder vermitteln konnte. Dank sagen ihr auch die in gemeinnützigen Vereinen wirkenden Frauen, die es schätzten, daß unsere Redaktorin durch langjährige Arbeit als Sekretärin der Zürcher Frauenzentrale besonders befähigt war, alle Neuerungen auf diesem Gebiete von hoher Warte aus zu verfolgen und weiter zu geben. Dankbar gedenken ihrer heute sehr viele Frauen aus den verschiedensten Wirkungskreisen, für die sich das „Frauenblatt" immer wieder einsetzte, um wirtschaftliche und soziale Forderungen zu vertreten, Ungerechtigkeiten zu begegnen, einzustehen für das Recht der Frau auf Arbeit und auf eine angemessene Stellung im Berufsleben und vor allem auch auf politische Gleichstellung. Dank aber könnten heute auch so viele sagen, die weder E. Bloch noch das „Frauenblatt" überhaupt kennen: all die Bedrängten, Verkürzten, Verfolgten, Verlassenen, für deren Rechte sie sich unermüdlich eingesetzt hat. Dank wissen wir Emmi Bloch auch für den zähen Kampf gegen Mittelmäßigkeit und Seichtheit, den sicher oft nicht leichten Einsatz, um das Niveau des „Frauenblattes" hochzuhalten, die Zeitung auszubauen, um der Stimme der Frau Gehör zu verschaffen. — Dank sei ihr auch, daß sie unabläßig (wenn auch leider nicht immer mit dem gewünschten Erfolg!) Frauen aller Kreise zur Mitarbeit aufrief, um möglichst aus allen Interessengebieten Wertvolles zu bringen.

Dank sei ihr endlich, daß sie heute, wo sie die Verantwortung für das „Frauenblatt" niederlegt, dieses doch noch nicht ganz verläßt, so daß wir weiterhin ihre Stimme hören werden. Der Dank für alles, was Frl. Bloch uns mit ihrer Arbeit am „Frauenblatt" geschenkt, sei vom herzlichen Wunsch begleitet, daß die ausgegebenen Kräfte in anderer Form zu ihr zurückfließen dürfen, damit sie mit neuer Kraft und Frische in Zukunft wieder an den schweizerischen Frauenaufgaben mitwirken dürfe.

M. v. M.

Nachrichten der Woche

Inland

Der Bundesrat hat das Eidgenössische Volkswirtschaftsdepartement beauftragt, zu prüfen, ob und in welcher Form eine neue Vorlage für die Alters- und Hinterbliebenenversicherung auszuarbeiten sei. Es wird eine Expertenkommission bestellen. — Die nationalrätliche Vollmachtenkommission nahm Orientierungen des Bundesrates über die auswärtige Lage, aktuelle Fragen der inneren Sicherheit und der Asylpolitik entgegen. — Gräfin Edda Ciano ist unter Vorspiegelung eines falschen hohen Namens in die Schweiz geflüchtet, wo ihre drei Kinder schon vorher weilten; sie wurde angewiesen, in strengster Zurückgezogenheit in einem katholischen Institut der Innerschweiz zu leben. Ebenfalls auf Schweizerboden — und dies, wie erst jetzt bekanntgegeben wird, schon seit Oktober — befindet sich Dino Alfieri, der frühere Botschafter Mussolinis in Berlin; er ist in einem Krankenhaus interniert; „der Aufenthalt wird ihm als Notbehelf gestattet", schreibt die Bundespresse.

Bundesrat Kobelt sprach in Solothurn über „Unsere militärische Bereitschaft", Bundespräsident Stampfli in der E. T. H. über „Wirtschaftliche und soziale Probleme der Nachkriegszeit", betonend, daß die Aufrechterhaltung unserer Wirtschaft oberste Notwendigkeit sei.

Kriegswirtschaft: Ab 1. Februar werden sämtliche Sonntagskurse auf den Postautolinien auf unbestimmte Zeit eingestellt; die höchstzulässige Geschwindigkeit beträgt 40 Kilometer, da die Gummireifen äußerst geschont werden müssen.

Auf 1. April wird eine Preiserhöhung auf Speisefette und Oel eintreten. Die der hohen Importpreise wegen unaufschiebbar ist. — Den Kollektiven Haushaltungen sind einige weitere Abgabeverbote zur Einsparung von Lebensmitteln auferlegt worden.

Ausland

Argentinien hat die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland und Japan abgebrochen; damit ist der Stützpunkt der Achsenpolitik in Südamerika aufgegeben worden.

Die britische und die peruanische Regierung haben beschlossen, die Regierung von Bolivien nicht anzuerkennen.

In Norditalien, Holland, Frankreich finden ständig neue Sabotageakte statt; zahlreiche Verhaftungen werden vorgenommen. In Holland wurden acht Hinrichtungen vollzogen.

Papst Pius willigte ein, viele unersetzliche Kunstgegenstände und Bibliotheksschätze aus Rom in der Vatikanstadt zu bergen.

In Norwegen starb hochbetagt und allgemein betrauert der Maler Edvard Munch, dessen Werke in Deutschland zur „entarteten Kunst" gerechnet werden. Er vermachte seine Bilder der Stadt Oslo.

Kriegsschauplätze

Italien: Zu Beginn der Berichtswoche sind starke britische und amerikanische Streitkräfte im Rücken der deutschen Verteidigungslinien bei Nettuno an Land gegangen. Von dort aus haben sie ihren Vorstoß ins Innere fortgesetzt. Die Via Appia wurde an mehreren Stellen von ihnen erreicht und überschritten. Velletri erobert. In den Albaner-Bergen entwickelten sich scharfe Kämpfe. Das oberste deutsche Hauptquartier bei Frascati wurde durch Luftangriff zerstört. — Um Cassino wird heftig gekämpft. Einen erlittenen Rückschlag haben die Amerikaner wieder aufgeholt.

Osten: An der Leningradfront rücken die Russen trotz starker Abwehr weiter vor. Ebenso an der Front von Nowgorod, das von den Russen besetzt wurde. In der Ukraine griff die Armee v. Manstein trotz großer Verluste unablässig weiter an. Ihre Durchbruchsversuche wurden immer wieder von den Russen zunichte gemacht.

Luftkrieg: Schwere Luftangriffe fanden über Magdeburg, Berlin und Nordfrankreich statt. Im weiteren wurden Ziele in Westdeutschland, am Aermelkanal, in Holland, in den Außenvierteln Roms angegriffen. Deutsche Flieger griffen London an.

Seekrieg: Deutsche U-Boote griffen einen britischen Geleitzug an und erlitten Verluste, ohne den Zug zu schädigen. — Ein britischer Kreuzer wird als verloren gemeldet.

---

sehen, daß wir einen guten Menschen aus dem Kinde machen."

Darauf setzte man sich. Gritli brachte den dampfenden Kaffee. Mamsell Therese schnitt den Wecken in riesige Stücke und nötigte zum Zulangen. Alles aß und trank, als es klopfte und Sepp hereintrat. In großer Verlegenheit flogen seine Blicke über den Tisch zu Verena, die das Kleine im Arm hielt. Blutübergossen saß sie da und stand nicht auf, um Sepp zu begrüßen.

„So, seid Ihr etwa der Sepp?" frug Mamsell Peters und musterte den Burschen halb neugierig, halb wie ein berechtigter Richter. Sepp war groß und geschmeidig gewachsen. Er hatte ein schmales Gesicht mit dunkeln, ernsten Augen und eine stark gebogene Nase. Man hätte ihn für einen Tiroler halten können. Er war noch bartlos und mochte höchstens 22 Jahre zählen.

„Setzt Euch", sagte Therese, „dort neben Verena ist noch Platz genug."

„Ja", murmelte Sepp und suchte einen Platz, um seine Pelzmütze und seine Fausthandschuhe abzulegen.

Gritli schenkte ihm Kaffee ein und bot ihm Küchlein an. Sepp nahm, schielte aber fortwährend nach dem kleinen Köpflein, das da in seinem rosa Jäckchen so wohlig in seiner Mutter Arm lag.

„Geht es dir gut, Verena?" fragte endlich Sepp, als das Gespräch der anderen wieder in vollem Gang war.

„Ja", sagte Verena glücklich. Da nahm Sepp eines der winzigen Händchen in seine große, braune Arbeitshand. Die kleinen Finger schlossen sich um den Daumen und hielten ihn fest, eine ganze Weile. Sepp rührte sich nicht. „Das ist jetzt mein Kind, ich will tun, was ich kann." Verena nickte. Mamsell Peters hatte mit strengen Augen auf Sepp gesehen, aber als er das Händchen seines Kindchens so lange in der seinen hielt, da strich sie ihm wenigstens aus der Liste der bösen Menschen, wohin sie ihn bis jetzt eingereiht hatte.

Aber meine Meinung soll er hören; es ist halt doch eine Sünde und Schande, und die Gemeinden haben den Schaden.

Der Nachmittag verlief ohne Störung. Hans führte den Pfarrer und Sepp auf Mamsells Geheiß überall herum, und Sepp lobte aufrichtig die prächtigen Kühe, die Pferde, den Stall und die neuerbaute Scheune, und er seinerseits geriet auch dem Pfarrer. Dieser hatte dem Burschen ein wenig auf den Zahn gefühlt, aber als er die beste Gesinnung gegen Verena und das Kind wahrnahm, unterließ er jede tadelnde Bemerkung.

Die Frauen drinnen besprachen dasselbe Thema, nur galt es fast ausschließlich dem Kinde allein.

„Ich hätte nicht gedacht", sagte nachdenklich Mamsell, „daß ich mich an einem Kinde so erfreuen könnte. Ich hätte meiner Base Kind zu mir nehmen können, aber ich konnte Kinder nicht leiden und wollte den Lärm nicht haben und — ich weiß nicht, jetzt reut es mich fast! Sieh, Gritli, was es für helle Aeuglein hat!"

„He ja, wie sie die Kinder halt haben", nickte diese. Da kamen die Männer zurück.

„Sepp", sagte Mamsell Therese, die nun die Zeit für gekommen hielt, dem Sepp die wohlverdiente Strafpredigt zu halten, „ich möchte etwas mit Euch reden." Sie ging mit ihm hinaus in die Küche.

„Da habt Ihr nun das Kind, und das hat keinen Vater", begann sie. „Wißt Ihr nicht, daß das eine arge Sünde ist?"

„Doch, Mamsell, es hat einen."

„Aber Ihr könnt Verena nicht heiraten, wenigstens noch lange nicht, und so ist das Kind leider Gottes ein uneheliches."

„Mamsell, ich wollte, ich könnte es ungeschehen machen! Für Verena aber und das Kind will ich arbeiten von früh bis abends." Therese war entwaffnet.

„Ja, ja", sagte sie und wußte nicht recht, was sie nun weiter sagen sollte. „Das Geld für die Ziehfrau gebt Ihr doch zur Hälfte?"

„Freilich", stimmte Sepp bei, „natürlich!" Da wußte die Mamsell nun wirklich nichts mehr.

„Nun denn", sagte sie und ging Sepp voran in die Wohnstube.

„Ein rechter Bursch ist es", flüsterte sie Verena zu, und sie legte ihre Hand in die Sepps, was sie noch nicht getan hatte. Am Abend fuhr der Pfarrer nach Hause, und Sepp machte sich auf den Heimweg.

„Hab keine Angst, das Geld schicke ich dir alle Monate", beruhigte er Verena beim Abschied.

Verena blieb also bei Mamsell Peters. Sie half Gritli überall in Haus und Hof, in der Küche und beim Waschen. Mit ihrem kleinen Mädchen hatte sie wenig Mühe; denn Mamsell Therese besorgte es fast ganz allein. Sie wusch es und badete es, sie stellte seinen Korb an die Sonne und trug es in der Stube auf und ab, wenn es schrie und schalt, wenn Verena nicht gleich kam, wenn es Hunger hatte. Den ganzen Tag sprach sie von ihm. „Das Kind, das Kind." Gritli war zwar ruhiger, sprang aber auch zum Bettlein, so oft sie nur konnte. Sie neckte ihre Mamsell oft. „Man könnte denken, es wäre Euer eigenes."

Inzwischen hatte sich Verena nach einem Platz umgesehen, und die erste Woche war noch nicht verstrichen, als sie schon etwas Passendes gefunden hatte bei einem Bauern, dessen Hof zwischen dem Langenergut und Roggenberg lag.

„Bloß zwei Stunden zu gehen", frohlockte sie, „da kann ich am Sonntag oft hinunter ins Dorf zum Resli." Auch bei der Ziehfrau war sie gewesen. Das andere Pflegekind sah sauber und gut gehalten aus.

„Also am Einunddreißigsten nachmittags holt Ihr's, wenn die Sonne scheint", sagte sie zur Frau. (Fortsetzung folgt.)

Wenn schon, dann schön

„Wenn es keine Gemälde gäbe, könnte ich nicht leben!" Ein Ausspruch jugendlicher Uebertreibung? Ich hörte ihn von einem 75 Jahre alten Mann. Wie kam er dazu? Allmählich verstand ich, daß ihm

Zur Lebenshaltung in minderbemittelten Familien

J. M. Es gibt wohl wenig freundschaftliche und konventionelle gegenseitige Klagen über das ständige Schlotternmüssen in ungeheizten Zimmern, das fettlose Essen und das Heimweh nach Kuchen vergangener kulinarischer Pracht, welche nicht mit dem Schlußsatz aufhören: „Aber wir haben noch zufrieden zu sein, — in andern Ländern ..."

Aber nicht nur der Vergleich mit andern Ländern, sondern auch der mit Verhältnissen in nächster Nähe könnte die Klagen verstummen lassen. Wohl kann kaum von eigentlichem Elend, von großer Not die Rede sein. Doch immer näher kommen ihr viele Menschen unseres Landes — und zwar nicht etwa die „armen Leute" — sondern Menschen, die sich gegen dieses Schicksal mit erfinderischem Einteilen, fast gänzlichem Verzicht auf persönliche Vergnügen und großem Erwerbsfleiß stemmen.

Der folgende kleine Einblick in die heutige Lebenshaltung minderbemittelter Familien trägt vielleicht etwas zum Entschluß bei, noch mehr zu helfen.

Einen interessanten Aufschluß

gibt uns nämlich das Ergebnis einer Umfrage (Frühjahr 1943) in 63, im Gebiet der Stadt Zürich wohnhaften, minderbemittelten, aber von der Armenpflege nicht unterstützten, seelisch gesunden Familien mit einem oder mehreren Kindern.*

*

„Wir möchten das Engelsche Gesetz aber auch umgekehrt dahinfassen, daß die materielle Lage einer Haushaltung als umso schlechter zu bezeichnen ist, je höher der Anteilsatz für Nahrungsmittel in ihrem Ausgabenbudget ist." (J. Rosen.)

Tatsächlich fiel auch bei dieser Erhebung auf, welch großer Teil der Gesamtausgaben für die Anschaffung von

Nahrung

verwendet wird, nämlich durchschnittlich 49 Prozent, vereinzelt sogar bis 60 Prozent. Dabei wurde das Essen vereinfacht, mengenmäßig stark verringert, und anderseits viel durch Selbstversorgung eingebracht. (Immerhin wurden die Lebensmittelkarten von der großen Mehrzahl der Familien zur Hauptsache eingelöst.)

Die übrigen Ausgabenposten erstrecken sich nicht viel weiter als auf Mietzins, Brennmaterial, Versicherungen.

Die bedrängte wirtschaftliche Lage dieser Familien veranschaulicht auch die Tatsache, daß die gewiß nicht zu reichlich bemessene Brennmaterialzuteilung von vielen nur teilweise bezogen werden kann. — Ausgaben für Gesundheitspflege, Erholung und Bekleidung sind auf ein Minimum reduziert, ja unterbleiben auch ganz.

So kann in manchen Fällen überhaupt nichts mehr für

Bekleidung

ausgelegt werden. Die vorhandenen Kleider werden immer und immer wieder ausgebessert. An Neuanschaffungen ist nicht zu denken. Was etwa für „Bekleidung" erübrigt werden kann, zehren die Kosten für Flickmaterial und das Sohlen der Schuhe auf.

Welches sind die einzigen bescheidenen Vergnügen, welche man sich in dieser Situation buchstäblich vom Munde abspart? Es sind ein oder zwei Tageszeitungen, ein Radio, etwas Rauchwaren für den Mann und ein „Hefteli" für die Frau.

Trotz der äußerst bescheidenen Lebensweise übersteigen bei 43 Familien die monatlichen Ausgaben das Gesamteinkommen. Glücklicherweise helfen die regelmäßigen Zuschüsse der Kriegsnothilfe und auch Beiträge privater Fürsorge, daß diese Familien schuldenfrei bleiben können.

Bei den Erkundigungen nach dem

Gesundheitszustand,

welcher im allgemeinen angeblich recht ist, erfuhr man, daß besonders die Zähne sehr vernachlässigt würden und dann, daß ein großes Bedürfnis nach Erholung, vor allem bei den Müttern, bestehe.

Denn ihre Arbeit hat sich seit dem Krieg teils mehr als verdoppelt. Die Rationierung einerseits und noch intensiveres Sparen mit allem und jedem anderseits stellen an Zeit und Kraft der Hausfrau bedeutend größere Forderungen. Vielfach gehen diese Frauen neben der Besorgung des Haushaltes sogar Erwerbsarbeit nach.

Diesem größeren Kraftverbrauch steht aber gegenüber, daß wenn jemand zugunsten der andern auf etwas verzichtet, es meist die Mutter ist. Bei dem Essen ein ganz wenig weniger als die andern; niemand soll es merken. Aber es ist trotzdem weniger. Doch der Mann muß ja arbeiten, die Kinder wachsen, an sich selber denkt sie zuletzt.

Hie und da bewirkt dieses Uebermaß an Mühen eine trübe Traurigkeit. Eine vierzigjährige Frau erklärte resigniert, seit ihrer Verheiratung nichts Schönes mehr erlebt zu haben.

Die mühevolle, endlose Arbeit jahraus, jahrein, oft ohne je von einem einzigen freien Tag unterbrochen zu werden, ruft dringend einer

Erholungshilfe für Frauen.

Die Kenntnisnahme dieser Tatsache macht vielleicht in manchen Fällen auch erfinderisch, einen neuen Weg des Helfens einzuschlagen, welcher für die Gebende innerlich besonders befriedigend ist, und die Nehmende nicht demütigt. Vielleicht versucht die eine oder andere Frau in einer so bedrängten Haushaltung einige Nachmittage in der Woche zu arbeiten, oder nimmt einige der regelmäßigen Arbeiten, wie Waschen oder Flicken, ab.

Immer, wenn ich die Plakate, welche zur Winterhilfe aufrufen, sehe, kommt mir unwillkürlich folgende kleine Episode in den Sinn:

Zentimeter dick gefohlte Pelzschuhe, und undurchdringliche, wollige Pullover lagern auf beigen Wollstoffwogen in einem Schaufenster. Eine Frau und ein Büblein stehen davor. Ueber dem Zylinder eines kleinen Schneemännchens aus silberglänzendem Crêpepapier, welches mit den Armen in Richtung der Wollbeigen fuchtelt, schwebt ein Papierstreifen mit den Worten: „Diesen Winter muß niemand frieren." Das Kind fragt: „Wer seit das?" Die Mutter: „Nume dä Schneemaa."

Sorgen wir dafür, daß nicht nur Schneemänner tröstend versprechen!

Von Mütter- und Kinderhilfe für die Flüchtlinge

Das seinerzeit für die vorübergehende Aufnahme der Teilnehmer von Auslands-Kinderzügen ins Leben gerufene Centre Henri Dunant in Genf ist einem neuen Zweck zugeführt worden. Auf Wunsch der Militärbehörden wurde zwischen der Polizei-Abteilung des Eidgenössischen Justiz- und Polizei-Departements einerseits und der Kinderhilfe des Schweiz. Roten Kreuzes anderseits ein Abkommen unterzeichnet, das jenes Heim in den Dienst der Flüchtlingshilfe stellt. Die Militärbehörden sahen sich veranlaßt, angesichts der großen Zahl von Flüchtlingen in den Auffanglagern der Schweiz, für die getrennte Unterbringung von Frauen, Kindern und Säuglingen zu sorgen. Das Heim in seiner neuen Gestalt wird von der Polizei-Abteilung in Bern finanziert, während die Kinderhilfe des Schweiz. Roten Kreuzes, außer den erforderlichen Einrichtungen, ihre Organisation und ihre Kräfte zur Verfügung stellt. Außerdem übernimmt sie die Kosten, die über diejenigen der gewöhnlichen Internierten-lager hinausgehen.

Mit der Aufnahme von Flüchtlingskindern im Centre Henri Dunant wurde schon vor anderthalb Monaten begonnen. Die Ankommenden werden in die folgenden drei Kategorien eingeteilt: Kinder von 6—15 Jahren, Mütter mit ihren Kleinen und schwangere Frauen. Heute können in dem Heim ständig bis 300 Kinder und 50 Mütter mit ihren Kleinen beherbergt werden.

* Schweiz. Zeitschrift für Gemeinnützigkeit. Heft 9/10: „Die Lage minderbemittelter Familien im Frühling 1943": Ergebnis einer Umfrage, im Auftrag der Schweiz. Gemeinnützigen Gesellschaft, durchgeführt von Margrit Bloch, Fürsorgerin.

Gemälde der Inbegriff der Schönheit bedeuteten und die Schönheit ihm, wie allen, eine Lebensnotwendigkeit war.

Und doch setzt einen gerade die eigentümliche Trennung: hier grauer, aschgrauer Alltag und dort Sonntag, Schönheit, hier Arbeit und tägliches Einerlei, dort Kunst und Luxus, auf eine schmale Ration Schönheit. Die Schönheit aber ist nicht einem Reservat des Lebens vorbehalten; gottlob kann sie überall wirken. Wie man die Dinge in jedem Bereich falsch oder richtig machen kann, so steht man auch täglich hundert Mal vor der Wahl, sie gleichgültig oder schön zu gestalten.

Ein Spruch besagt, daß sich Arbeit nur lohne, wenn man sie recht tut. Ebenso sinnvoll könnte man sagen, wenn schon tun, dann schön. — Es wäre ein anderes Leben. Wieso?

Nehmen wir gerade das allerprosaischste Beispiel. Eine Frau kauft auf dem Markt Kraut und Rüebli, stopft sie gleichgültig in die Markttasche, kocht und serviert sie daheim, ohne einen Augenblick beim Nachhausetragen, Rüsten und Anrichten nach Schönheit gestrebt zu haben. Auf diese Weise arbeitete sie stumpf im Joche der Notwendigkeit, dem begehrlichen Magen Nahrung zuzuführen.

Anders waltet der Geist der Schönheit. Er verwandelt das ganze Geschehen. Es braucht keine Sekunde länger und kein Kopfzerbrechen, um mit einer von Schönheit beseelten Hand die Gemüse derart auf den Tisch zu legen, daß einen in dem kleinen Stilleben der Segen der Erde berührt. Und es geht von jenem eine heitere Unternehmungslust aus, die Sachen auch gut zu kochen, um das Werk der Natur angemessen fortzusetzen. Die Krone der Arbeit, die sorgfältige Darbietung auf der Platte läßt ein Gefühl der Dankbarkeit aufleben.

Immer und überall bringt das Regiment der Schönheit einen heiteren Geist, gleich unfehlbar, ob es sich um einen Garten, einen Flick im Hemd oder einen Sprung aus dem Schiff handelt.

Oder denken wir an die „Ordnung" auf einem Schreibtisch. Stiftete man die Unordnung, verlassen von den Geistern der Schönheit, so ist sie das Sinnbild vergeblicher Papierkriegerei, ruft förmlich dem Papierkorb, und die herumliegenden Rauchutensilien erinnern dumpf an Laster und Nikotinvergiftung. Sobald jedoch mit Schönheitssinn ebenso unordentlich und doch grundverschieden hantiert worden ist, zeigen die Sachen plötzlich ihre eigentliche und gute Seite. Die Notizen sind dann geheimnisvolle Zettel, welche mit ihren Buchstaben die Zukunft gestalten. Sie sind feine oder massive Ketten, welche die Menschen verbinden. Und den Rauchwaren entströmt die Atmosphäre der Friedenspfeife.

Warum der Schönheitssinn alles verwandelt? In ihm liegt die Kunst, die wahre Natur, das Wesen der Dinge augenfällig zu machen. Er verleiht den Sachen ihren Wert, macht Kostbarkeiten, und bereichert damit.

Nicht nur recht machen, sondern auch schön — es wäre ein anderes Leben! I. M.

Alle Küchengeräte nur von
SCHWABENLAND & CIE AG.
Näschelerstr. 44 Zürich 1

Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 18
Gipfeistube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

Dr. phil. J. Oeler, Zürich 6
ERZIEHUNGSBERATUNG
bei Schwierigkeiten in Elternhaus, Schule und Beruf. Psychologische Untersuchungen Intelligenzprüfungen und Gutachten. Individuelle Nachhilfestunden, speziell für Kinder und Jugendliche die infolge von Gehemmtheit oder Trägheit im Unterricht zurückbleiben.
Voranmeldung erwünscht
Universitätstr. 29, Tel. 8 61 80, Zürich 6
Für auswärtige Interessenten schriftliche Beratung

ORO
das altbewährte, feinste Kochfett
zum KOCHEN BRATEN, BACKEN
Fabr: Flad & Burkhardt A.-G. Zürich-Oerlikon

Im Spezialgeschäft für
Bettwaren und Steppdecken
Frau E. Friederich-Jonsson, Zürich 8
Telephon 213 94 Mühlebachstraße 25
werden Sie jederzeit prompt und reell bedient. Neuanfertigungen und Reparaturen von Matratzen, Steppdecken, Federzeug, Vorhänge

Ohne Textil- u. Seifencoupons
immer tadellos gekleidet, wenn Sie Ihre Garderobe bei der bestbekannten
Färberei Wädenswil
Chemische Reinigung AG
Tel. 95 60 58. Gegr. 1857
chemisch reinigen oder färben lassen
Plissieren, Dekatieren, Imprägnieren.
Teppichreinigung
Filialen in Zürich: Seefeldstraße 8, Telephon 225 66; Badenerstraße 60, Tel. 52 041; Stamplenbachstr. 56, Tel. 47 502; Forchstraße 92, Tel. 26 711; Stockerstraße 45, Tel. 32 481.
Ablagen in der ganzen Stadt

Gesund werden, Gesund bleiben!
Dazu verhelfen Ihnen die angenehmen OZON-Sauerstoff-Trockenbäder. Sehr gute Wirkung bei Gicht, Rheuma, Ischias, Neuralgien, Nervenentzündungen, allgemeine Schwäche, hoh. Blutdruck, Zirkulationsstörungen
Institut für Ozon-Therapie, Zürich 1
Rämistrasse 21. Tel. 23370. Aerztl. Kontrolle

LUZERN
Hotel Waldstätterhof beim Bahnhof
Hotel Krone am Weinmarkt
Alkoholfreie Häuser. Stiftung der Sektion Stadt Luzern des Schweiz. gemeinnütz. Frauenvereins

BEATENBERG Berner Oberl. 1200 m ü. M.
Gebahnte Spazierwege
Erholungsheim Pension FIRNELICHT
Gut geheizt. Geschützte Balkons für Sonnenbäder. Sorgfältige, reichhalt. vegetarische Küche, Rohkost, auch Fleisch und jede Diät. Referenzen. Pension ab Fr. 9.—. Za 1995 O 41
Th. Secretan und Schwester A. Sturmfels

Daheim Bern Zeughausgasse 31
Alkoholfrei geführtes Haus. Gute Küche
Preiswerte Mahlzeiten. Freundl. Hotelzimmer. Sitzungszimmer. Tel. 2 49 29

Evangelisches Töchterinstitut
Horgen (am Zürichsee)
Kochen - Haushaltung - Sprachen
Kursbeginn: 1. Mai und 1. November
Illustrierte und detaillierte Prospekte versenden gerne die Vorsteherin Fräulein M. Schnyder, Tel. 92 46 12 und der Dir. Präs. Pfarrer F. Stumm, Horgen Tel. 92 44 18.

Seit Jahren anerkannt und beliebt weil vorteilhaft in Preis und Qualität

Stricken · Anstricken
besorgt prompt, fachgemäß
Strickerei, Rämistr. 8, Zürich

Giger Kaffee
ist ergiebig und gut
HANS GIGER, BERN
Lebensmittel-Großimport
Gutenbergstraße 3 Telephon 2 27 35

Wäsche nach Gewicht
das einfachste für die Hausfrau.
Schonendste Behandlung bei billigster Berechnung.
Tadellose Ausrüstung Ihrer Wäsche
Waschanstalt M. Trottmann, Winterthur
Wiesenstr. 3, Tel. 2 16 52 Ablage Badgasse 2 16 42

Vorsteherinnenschule
des Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften

Aufnahmebedingungen:	Gute Allgemeinbildung und gründliche hauswirtschaftliche Kenntnisse.
Alter:	25–35 Jahre
Dauer des Kurses.	Im 1. Jahr praktische und theoretische Einführung in die Arbeiten eines alkoholfreien Wirtschaftsbetriebes. Im 2. Jahr weitere Ausbildung als Gehilfin.
Beginn des Kurses:	Mai 1944

Prospekte mit näheren Bedingungen durch das Hauptbüro des Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften, Gotthardstraße 21, Zürich 2

Frauen!
Berücksichtigt beim Einkauf
unsere Inserate
Der Inserent hilft uns
die Käuferin hilft ihm

Zweierlei Frauenschicksal in China

II.

Kuai Schu P'ing, eine bedeutende Frau

Eine der hervorragendsten Chinesinnen in Peking ist Kuai Schu-P'ing, die frühere Vorsteherin der Englischen Abteilung der Peking-Universität und die jetzige Leiterin der ersten chinesischen progressiven Primarschule.

Als einzige Tochter reicher Leute erhielt sie mit ihren Brüdern eine sehr sorgfältige Erziehung. Mädchen in guten chinesischen Familien werden gewöhnlich sehr hochgeschätzt. So erhielt denn Schu-P'ing bei ihrer Geburt 10,000 Taels von ihrem Vater als Geschenk, das dann als Erziehungsfonds angelegt wurde. Weil ihre Brüder in England studiert hatten, entschloß auch sie sich nach dem Tode ihres Vaters, auf einer englischen Universität zu studieren. Und als Oxford endlich Studentinnen Titel gewährte, zog Schu-P'ing nach Oxford.

Geschichte war damals das schwerste Fach, weil da die größte Konkurrenz herrschte. Daher wählte Schu-P'ing als einzige Chinesin an der Universität Geschichte; denn Schwierigkeiten waren ihr von jeher ein Ansporn zur Arbeit.

Was ihr am meisten auffiel während ihres Aufenthaltes in Oxford, war die ungleiche Behandlung von weiblichen und männlichen Studenten. Ueberall in China hatte ein Mädchen, das studieren wollte, vollkommen die gleichen Rechte wie ein Mann und wurde von ihm in ihrem Streben nach Wissen unterstützt. Sie fand aber, daß in England die Verhältnisse ganz anders waren. Die Frauen wurden ihrer Ansicht nach unterdrückt, und als freiheitsliebende und unabhängige Chinesin konnte sie sich nicht so leicht in solchen Zuständen zurechtfinden.

Als Schu-P'ing nach ihrem Studium nach China zurückkehrte, erhielt sie zahlreiche Heiratsangebote von jungen Männern aus den besten Häusern Chinas. Sie aber entschloß sich zu einem Leben allein, nur der Arbeit gewidmet. Ihr Entschluß wurde von jedermann geehrt. Freiwillig opferte sie das leichte Leben einer Dame der Gesellschaft ihrem Beruf.

Die Pekinger Universität, die vor dem Kriege die beste Hochschule Chinas war, an der auch Bertrand Russel, John Dewey und Tagore unterrichteten, wählte Kuai Schu-P'ing als Chef der Englischen Abteilung. Sie wirkte dort bis 1937, bis alle Schulen geschlossen werden mußten. Die neue Regierung bat sie, doch wieder ihr Amt aufzunehmen, sie aber wählte ein neues Arbeitsfeld: sie wurde Leiterin der ersten chinesischen progressiven Primarschule.

Neben ihrer Arbeit aber widmet sie sich ihrem chinesischem Studium und ihrem Schreiben; denn schon ganz jung hegte sie den Wunsch, Schriftstellerin zu werden. Sie schreibt unter dem Namen Kuai Shih. Sie hat das Tso-tschuan, den ausführlichen Kommentar des Tschun-Tschius von Konfuzius in ausgezeichnetes Englisch übertragen. Balladen und Gedichte von Tsao und Li Po hat sie so vollendet ins Englische nachgedichtet, daß frühere Uebersetzungen vollkommen in den Schatten gestellt wurden. Auch sie kann deutlich in ganz wenigen Worten ausdrücken, was sie fühlt und was sie denkt, ganz wie der Chinese des klassischen Altertums. Da ist nichts Geheimnisvolles und Verschwommenes, keine schwächliche Anhäufung von unnützen Worten.

Wie in den Augen der meisten Chinesen ist Liebe auch ihrer Ansicht nach eine Art sentimentale Krankheit, die bald vergehen wird. Sie hat den gesunden Verstand eines Chinesen, der die Wirklichkeit sieht wie sie ist, der keine Zeit zu leeren Träumen und Wünschen hat. Illusionen existieren für sie nicht. Sie ist durch und durch Chinesin, kennt aber den Okzident so gründlich und beherrscht die englische Sprache so vollkommen, daß sie wahrhaft eine der sehr wenigen Chinesinnen ist, die berufen sind, ihr Leben und ihre Kultur dem Westen zu offenbaren.

Der Krieg, der ja nun schon über fünf Jahre dauert, hat auch ihr manchen Strich durch die Rechnung gemacht. Beinahe und vollkommen vom Auslande abgeschnitten, muß sie jetzt geduldig warten, bis die Früchte ihrer Arbeit publiziert werden können. Und wie andere Intellektuelle muß auch sie jetzt allein und ohne die Anregung Gleichgesinnter weiterarbeiten. Wenn aber wieder einmal Frieden auf der Erde herrscht, wird Kuai Schu-P'ing der Welt das Resultat ihrer Forscherarbeit schenken, und die Welt wird es ihr danken.

Olga Lee.

Gemeinschaft

Daß der Ruf nach „Gemeinschaft" bereits zu einem Schlagwort und Gemeinplatz geworden ist, mag abschrecken und zur Vorsicht gemahnen, beseitigt indessen nicht die Tatsache, daß jede Besinnung auf Gegenwart und Zukunft sich zu diesem Problem zurückgeführt sieht, und daß der Wert jeden Aufbaus künftiger Gesellschaft sich in Wahrheit daran entscheidet, was für eine Stelle die Praxis der Gemeinschaft in ihm einnimmt.

Mit

„Gemeinschaft in der Schweiz, Sinn und Gebot"

hat das Forum Helveticum (Verlag Benziger) ein Bändchen herausgegeben, das viele bemerkenswerte Betrachtungen über die Gemeinschaft, von politischen, religiösen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten aus, umfaßt.

Bei dessen Lektüre glaubt man, aus dumpfer, verdorbener Stubenluft in frischen, kühlen Wind zu kommen. So wohl tut es, das Wort Gemeinschaft, welches so häufig mit falschem Pathos gesummt wird, in Zusammenhänge gesetzt zu sehen, in die es gehört. Und dies in so interessanter Weise.

Wir geben in der Folge kurze, besonders aufschlußreiche Auszüge einiger Beiträge wieder. (Red.)

I.

Das Sein im Ganzen

Eingegliedert in den Zusammenhang alles Seienden ist auch der Mensch. Freilich ist sein Dasein ein besonders ausgezeichneter Baustein im Wesen des Seins überhaupt. Denn es ist dadurch gekennzeichnet, daß es — obwohl es selber zum Seienden im Ganzen gehört — sich dennoch aus ihm aussondert. Dann erscheint das Ganze der Welt und alles, was darin zur Geltung kommt, als etwas, was ihm gegenübersteht, was von ihm überblickt und beherrscht wird und gar durch sein Wissen und seine Erkenntnis allererst zum vollen Sein gelangt. Solcherweise herausgelöst, wird das Subjekt zugleich vereinzelt.

Von diesem Erbe der Neuzeit und vor allem des 18. Jahrhunderts leben wir auch heute; und es ist so beschaffen, daß wir es nicht einfach ausschlagen können. Das, was vielmehr nottut, ist, uns zur Wehr zu setzen gegen die lebensvernichtende Uebersteigerung dieses Prinzips...

Eine solche übersteigerte Vereinseitigung ist es in der Tat, wenn die Einbettung des Menschen ins „Seiende im Ganzen" vergessen wird, von welchem das Individuum, unbeschadet seiner Souveränität, sich doch niemals lösen kann. Denn es ist bedingt durch diese Einbettung.

Auch in seinen höchsten Leistungen ist es angewiesen auf den Strom schon nur des naturhaften Lebens, von dem es mitgetragen wird, und weiterhin dann auf den Strom der vielgestaltigen Tradition und der geschichtlich gewordenen, gemeinschaftlich gefestigten geistigen Voraussetzungen und Besitztümer....

(Wilhelm Keller.)

Das Interesse an der Gemeinschaft

Es ist heute viel von der Familie als der fraglosesten, natürlichsten und zugleich heiligsten (Sakrament) aller menschlichen Gemeinschaften die Rede. Man vergesse nicht, daß sie, die den Menschen zumeist an den vitalen Wurzeln seiner Existenz bindet — ihn zugleich befriedigend und verpflichtend —, auch dem revoltierenden Freiheitspol in der Person die unmittelbarsten Angriffsstellen für seinen antisozialen Protest bietet (der übrigens ideologisch sehr „sozial"-istisch tönen mag).

Das gilt vor allem für das Lebensalter der Jugendlichen, das zwischen die Emanzipation von der Familie und die Familienneugründung gespannt ist.

Eine Ueberbetonung des Gemeinschaftsakzentes in der Behandlung des Familienproblems liegt vor allem dann vor, wenn wir der Tendenz nachgeben, sie als „Zelle des Staates" gleichsam zu einer öffentlich-rechtlichen Institution zu machen. Echte Familie (und gerade dann zumeist „Sakrament") ist, von der Zwangsinstitution „Staat" aus gesehen, eine Wunderleistung der menschlichen Freiheit.

Es ist nicht wahr, daß wir von der „Natur" für sie geschaffen sind. Die Gesellschaft ist allerdings an der Erhaltung der Familie als zugleich primitivster und subtilster Gemeinschaft fundamental interessiert. Aber gerade weil sie menschliche, d. h. in jenem notwendig dialektischen Sinn „politische" Gemeinschaft ist, kann die Gesellschaft kultivierter Nationen die Familie als ethischen und sozialen Grundwert niemals auf die Dauer erzwingen...

Das Schwergewicht der politischen Anteilnahme an Dingen der Gemeinschaft liegt in der Gemeinde. Hier wird ein erster, ständig umstrittener, oft sehr problematischer, aber immer lebendiger und den Bürger tatsächlich angehender Ausgleich zwischen Gemeinschafts- und Freiheitssphäre gesucht.

Die Gemeinde ist übersichtlich genug, um der geistigen Beherrschung durch den Bürger nicht zu entgleiten. Sie wird nicht unüberschaubar, „mythisch" und dadurch übermächtig. Sie ist ergänzt durch die Kirchgemeinde, in der das Uebermächtige als das geoffenbart Göttliche dem Menschen begegnet. Erst derart gerüstet und ausgeglichen begegnet der Schweizer als Bürger von Kanton und Eidgenossenschaft auch dem Staat.

Es wird zur Erhaltung des Grundcharakters der Eidgenossenschaft nicht genügen, den „Föderalismus" als den — sehr wichtigen — Rest einzelstaatlicher geschichtlicher Entwicklung zu pflegen. Es kommt entscheidend auf die Gemeinde als soziale und politische Grundrealität an.

In diesem Zusammenhang möge ein einziger Hinweis auf die Tatsache genügen, daß die Arbeit, eines der gewichtigsten, ein sowohl für die Freiheits- wie für die Gemeinschaftssphäre bedeutsames Phänomen des menschlichen Daseins, weitestgehend gemeindefremd geworden ist. Es ist doch grundsätzlich so, daß in recht vielen Gemeinden, vor allem aber in großen Städten eine Mehrheit der Bürger, resp. Einwohner, mit dem ganzen Schwergewicht ihrer arbeitstäglichen Leistungen, Interessen, Gefährdungen usw. gänzlich außerhalb des Gemeindelebens existieren; sie sind zu einem guten Teil bloße Atome eines Wirtschaftsablaufs geworden, der als weltwirtschaftlicher der Gemeinde gegenüber indifferent ist, ja sogar durch die Nation als Ganzes nicht wesentlich mitbestimmt wird.

Die schließlich anerkannte Solidarhaftung der Gemeinde, bzw. Nation für die aus den Konjunkturphasen der Weltwirtschaft resultierenden Schädigungen dieses individuellen Atoms vor allem im Falle der Arbeitslosigkeit ist eine zwar wichtige, aber doch nicht grundsätzlich und politisch entscheidend wirksame Korrektur.

Der Unterschied zwischen einerseits dem Gemeindebürger, der mit seiner Arbeit seinen Anteil an das Gemeininteresse leistet, und zwar so, daß er auch diesen wieder in Gemeinschaft entrichtet, und anderseits dem Einwohner eines Dorf- oder Stadtbannes, der bloß seine Gemeindesteuern zahlt, ist allzu deutlich, um nicht für sich zu sprechen; er weist uns darauf hin, daß das Lamento über eine Ueberbetonung des Freiheitspoles durch den Einzelnen nicht unbedingt richtig adressiert ist...

Ein Volk verteidigt das eigene, wenn es unvergleichlich ist; es verteidigt seine „Heimat", das Lebensganze, in dem allein es als es selbst sein kann. Wenn aber die Arbeitsstätte, die ein so großes Gewicht im inneren und äußeren Leben des modernen Menschen hat, in jeder Beziehung nicht „eigen" ist, wenn sie regional und national grundsätzlich beliebig vertauscht werden könnte (die typische Situation des eigentlichen Proletariers), dann verflüchtigt sich die nationale Substanz. Verproletarisierte Massen können zwar vorübergehend nationalistisch hysterisiert werden; aber ein wirkliches Volksleben läßt sich mit ihnen auf die Dauer nicht aufbauen. Das ist auch ein höchst aktuelles Mittelstandsproblem. Es ist aber generell ein Anliegen der Sozialordnung, des Arbeits- und Betriebsrechtes im weitesten Umfang. In diesem Zusammenhang müssen auch die im Wachsen begriffenen und beabsichtigten „Betriebsgemeinschaften" gesehen und recht ernst genommen werden... —

(E. v. Schenck.)

Zum 80. Geburtstag

Am 29. Januar feiert in körperlicher und geistiger Frische

Frau Streuli-Schmidt

in Richterswil ihren 80. Geburtstag. Ihr Name hat besonders am Zürichsee guten Klang. Er ist mit der Entwicklung der hauswirtschaftlichen Fortbildungsschule im Kanton Zürich untrennbar verbunden. — Das Wirken dieser initiativen, praktischen Frau galt während Jahrzehnten vor allem ihrer Wohngemeinde Wädenswil. Hier schuf sie mit andern schon zu Anfang des Jahrhunderts eine Mädchenfortbildungsschule auf freiw. Grundlage und präsidierte die Fortbildungsschulkommission. Als die Krisenzeit besonders in der Seidenindustrie viele jugendliche Arbeiterinnen brotlos machte, organisierte sie Umschulungskurse für den Hausdienst. Ein leerstehendes Fabrikgebäude wurde in ein Heim verwandelt, in dem die Mädchen neben den Kursen in Kochen, Hauswirtschaft und Nähen auch theoretische Stunden zu besuchen hatten in Lebenskunde, Gesetzes- und Staatsbürgerkunde u. a.

Frau Streuli hatte schon in jungen Jahren als Witwe erfahren, wie nötig eine tüchtige Schulung ist, wenn man sich als Frau behaupten muß. Sie beteiligte sich schon seit Jahrzehnten an der Arbeit für die Einführung des Frauenstimm- und Wahlrechtes. 1927—1928 gehörte sie einer von Frauen gegründeten kantonalen Kommission an, welche ein Gesetz für die obligatorische hauswirtschaftliche Mädchenfortbildungsschule im Kanton Zürich ausarbeitete. Zu ihrer Freude und Genugtuung wurde 1931 das Gesetz angenommen. Leider aber hatte diese Verstaatlichung eines Frauenwerkes auch zur Folge, daß nun mehrheitlich Männer in den Kommissionen entscheiden. Noch manchem Frauenwerk hat die rastlos tätige Frau mit dem sichern Blick für das Praktische und Notwendige gedient. Vor Monatsfrist ehrte der Stadtrat von Zürich ihre gemeinnützige Tätigkeit anläßlich des 50jährigen Jubiläums des Frauenstimmrechtsvereins Zürich mit der Ueberreichung des Geschenkbuches der Stadt Zürich.

Nun hat sie sich zurückgezogen, um in beschaulicher Ruhe ihre Lebensarbeit zu überblicken. Wir wünschen der Betagten noch einen recht sonnigen Lebensabend im Kreise ihrer Kinder und Enkel.

A. G.

Was ist Trockenmilch?

Herstellung:

Trockenmilch wird aus reiner, absolut frischer Kuhmilch gewonnen. Sie wird in der Schweiz vorwiegend nach dem sogenannten Sprüh- oder Zerstäubungsverfahren hergestellt, da diese Methode die wertvollen Eiweiß- und anderen Nährstoffe schont und die Vitamine am wenigsten beeinträchtigt. So hergestelltes Milchpulver quillt im Wasser ohne weiteres auf und ergibt eine gute Milch.

Nährwert:

Die Trockenmilch hat die gleiche Zusammensetzung wie Vollmilch. Geschmack und Nährwert sind je nach Jahreszeit und Fütterung etwas verschieden.

Vollmilch- und Magermilchpulver unterscheiden sich nur durch den Fettgehalt. Vollmilchpulver besitzt den ganzen Fettgehalt der Frischmilch, während Magermilchpulver nur Spuren von Fett aufweist, im übrigen aber alle Nährstoffe der Vollmilch enthält.

Verwendung:

Trockenmilch wird von mancher Hausfrau als Notvorrat einaekauft.

Milchpulver ist ein ausgezeichnetes Ausgleichs- und Hilfsmittel in milchknappen Monaten und bei unerwartetem Mehrverbrauch. Für Berghotels, Alpklubhütten, Touristen, Skifahrer, Pfadfinder ist es ein äußerst praktischer und vollwertiger Milchersatz.

Bücher

Der Gas-Kalender 1944

zeigt, wie wichtig die Gaserzeugung für unsere Volkswirtschaft ist, denn so manches dabei erzeugte Nebenprodukt, das in der Schweiz hergestellt wird, gibt Arbeit und Verdienst. So vermittelt es den vielen Leserinnen nicht allein Rezepte, sondern auch allgemein Wissenswertes über Industrien, die auch uns Frauen angehen.

Versammlungs-Anzeiger

Basel: Basler Frauenverein, Freitag, 4. Februar, 19.45 Uhr, in der Schmiedenzunft, Gerbergasse 24, Jahresversammlung, Jahresbericht und -Rechnung; Vortrag von E. Weber, Vorsteher der Vormundschaftsbehörde: Probleme des Jugendschutzes im Strafvollzug.

Bern: Vereinigung bernischer Akademikerinnen. Montag, 31. Januar, 20 Uhr, im „Daheim", Zeughausgasse 31: Mitgliederversammlung. Vortrag von Dr. phil. Hedwig Schmid-Opl über „Die Begriffe der Gemeinschaft und Gesellschaft bei Pestalozzi". Gäste willkommen.

Zürich: Lyceum-Club, Rämistraße 26, Montag, 31. Januar, 17 Uhr: Literarische Sektion. M. Hottinger-Mackie: Shakespeares poetry, recited by Maria Becker. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Zürich: Sektion Zürich des Schweiz. Vereins der Gewerbe- und Haushaltungslehrerinnen. Samstag, 5. Februar, 15 Uhr, in der Frauenfachschule, Kreuzstraße 68: Vortrag von Herrn Prof. Dr. Emil Egli, Zürich: Die Eigenwerte der Schweiz.

Redaktion

Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich 5, Limmatstraße 25, Telephon 32203.

Feuilleton: Dr. Iris Meyer, Zürich, Theaterstraße 8.

Verlag

Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin: Dr. med. h. c. Elsi Zurlin-Spiller, Kilchberg (Zürich).

Interessiert Sie das?

An der

Universität Zürich

studierten:

im Wintersemester	Studierende im ganzen	davon weiblich	Ausländer im ganzen
1932/33	2031	357	341
33/34	2243	425	358
36/37	2221	410	266
37/38	2301	395	263
38/39	2409	419	298
39/40	2420	407	221
40/41	2558	416	177
41/42	2612	385	158
42/43	2752	422	178

Es zeigt sich also, daß die Zahl der Studentinnen heute nicht größer ist, als sie vor zehn Jahren war.

SCHAFFHAUSER WOLLE

J. Leutert

Spezialitäten in Fleisch- und Wurstkonserven

Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 34770

Filiale Bahnhofplatz 7

Inserate

im

Schweizer Frauenblatt

haben

Erfolg